

# Unser Autor wollte über den berühmten Obdachlosen seines Heimatorts schreiben.



Die Notunterkunft steht seit 26 Jahren. So lange lebt auch Jochen Hartmann dort



In »Blechhüttenstadt«, sagt Hartmann, sei er eine Art Bürgermeister



Jeder kennt ihn im Ort. Aber kaum einer weiß, warum er sich den »letzten Mohikaner« nennt

## Dann erfuhr er, dass es sein Großonkel ist

VON MANUEL STARK UND DANIEL CHATARD (FOTOS)

Selbst die Mülltonnen wirken heruntergekommen. Schmutz klebt auf den Deckeln, Risse ziehen sich durchs Plastik. Klappstühle, Blumentöpfe, Eisenstangen liegen auf der Wiese um die Wohncontainer verstreut. Unterhosen und T-Shirts flattern an einer Wäscheleine, der Duft nach Weichspüler wird überlagert von Alkohol und kaltem Zigarettenrauch.

Hier lebt er also. Ich klopfte. Niemand reagiert. Zweimal umrunde ich den Container und finde zwei Fenster, beide geschlossen. Ein letztes Klopfen. Nichts. Ich wende mich schon ab, da klackt das Schloss.

Der Fremde mustert mich aus den gleichen hellgrauen Augen, die meine Großmutter besitzt – auch seine müssen einmal blau gewesen sein. Sein langes, strähniges Haar umrahmt ein schmales Gesicht mit grauem Fünftagebart und Schnauzer, sein T-Shirt zeigt das Wappen einer Brauerei. »Was ist los?«, knurrt er.

Aber vielleicht zuerst einen Schritt zurück. Als ich vor zwei Jahren mit Kollegen in einer Kneipe saß und ein Betrunkener behauptete, früher sei er in allen Opern der Welt aufgetreten – er grölte zum Beweis *O sole mio* mit der Anmut eines Seelöwen –, fragte ich mich: Hat nicht jeder Ort seinen Paradiesvogel? Lokale Kunstfiguren, deren echte Persönlichkeit flüchtig bleibt?

In Lichtenfels, meiner oberfränkischen Heimatstadt, gibt es den letzten Mohikaner. Ein Obdachloser, 70 Jahre alt, der am Rand der Stadt in einem Container lebt. Alle kennen ihn, aber kaum jemand weiß, wieso er sich »letzter Mohikaner« nennt. Als Teenager beobachtete ich ihn an der Supermarktkasse – ich kaufte Gummibärchen, er Tabak und Alkohol. Dann und wann belauschte ich, wie er von vergangenen Abenteuern erzählte; Touren mit dem Jeep durch Nordafrika, Wanderungen im Wüstensand.

Schon lange hatte ich nicht mehr an den Mohikaner gedacht, bis zu dem Abend in der Kneipe. »Wer war dieser Mann wirklich? Die Frage trieb mich zurück in die Heimat.

Familienabend: Onkel, Tante und Großmutter waren zu Gast bei meinen Eltern. Small Talk. Woran arbeitest du? Ich erzählte, ich wolle über den letzten Mohikaner schreiben. Meine Großmutter war empört.

»Dem darfst du nichts glauben!« Wieso? »Der schmarotzt sich durchs Leben. Ein Lügner und Betrüger.«

Wir kennen den Typen doch gar nicht. »Und wie! Viel zu gut.« Aha. Woher denn?

»Das ist mein Bruder. Das weißt du doch«, sagte Oma. Ich widersprach, so etwas hätte ich wohl kaum vergessen. Egal, sagte sie, für sie sei das Thema sowieso abgeschlossen. Nur so viel: Man habe ihn noch vor meiner Geburt verstoßen, vor 30 Jahren. Mehrmals steuerte ich die Adresse an, die eigentlich keine ist. Die Notunterkunft für Obdachlose liegt 15 Minuten Autofahrt entfernt vom Haus meiner Eltern, der einzige Nachbar ist das örtliche Tierheim. Es dauerte, bis ich es schaffte auszusteigen.

Es ist Juli, als er schließlich vor mir steht. Ich erkläre, dass ich Journalist bin und mich für seine Biografie interessiere. Unsere Verbindung verschweige ich. Die Pausen nach jedem Satz fülle ich mit so vielen Ähns, dass er misstrauisch die Augen zusammenknüpft.

»Heute ist schlecht«, sagt er. Morgen? »Ist auch schlecht.« Sonntag? »Sonntag geht nie.« Montag?

»Ich hab immer viel zu tun, bin ein beschäftigter Mann.« Wann würde es denn passen? »Montag ist schon okay.«

Als ich um 15 Uhr ankam, hat Jochen Hartmann seinen Container noch nicht verlassen. Sein Zimmer, das sind zehn Quadratmeter, ein Sessel, ein niedriger Holztisch und ein Bett, über dem ein Tuch hängt, das einen Indianer mit Kopfschmuck zeigt. Zigarettenrauch hat sich in Wände und Möbel gefressen. »Regel Nummer eins: Ich bin der Jochen. Regel Nummer zwei: Wir sind hier beim Du. Soooo – was willst du wissen?«

Vermisst du deine Familie?, will ich fragen. Wie war das denn in Afrika?, frage ich. Er beschreibt Marktstände in Gassen und erzählt von Feuern, deren Rauch sich mit dem Geruch von Gewürzen mischt. Ob er Fotos hat? »Tausende. Aber die hat sich mein Bruder unter den Nagel gerissen. Und mit meiner buckligen Verwandtschaft habe ich nichts mehr zu tun.« Wieso nicht? »Ach, weißt du, ich war der Einzige mit ausgerechnetem Beruf – Bürokaufmann. Abschlussnote 1,2. Das hat den anderen nie gepasst.«

Wieso eigentlich »letzter Mohikaner«, frage ich. »Mein bester Freund hat mich Mohikaner getauft, wegen meiner Haare. Wir waren die Ersten hier damals, haben die Container mit aufgestellt.« Seit sein Freund tot ist, sei er der Letzte.

Er erzählt von Frauen, die er gehabt habe, als er in Hamburg und Berlin lebte, von garstigen Schwiegermüttern in spe und davon, dass Heimat eben Heimat sei. Deshalb sei er auch zurückgekommen nach Lichtenfels. Und wegen seiner »Lieblings-

mama«, die habe ihn gebraucht. »Pflügen. Süppchen kochen. Wer hätte es denn sonst tun sollen? Keiner von der buckligen Verwandtschaft!«

Klopfen. Ein Mann mit der Statur eines Türstehers baut sich vor uns auf. »Ey, Jochen ...« – »Des nächste Mal wartest du 'ne Antwort ab! Sonst kannst dir das Klopfen sparen. Manieren«, fährt der ihm dazwischen. »Tschuldigung«, er wolle sich nur ein Wasser leihen, sagt der Mann. »Nimm so viel, wie du brauchst.« – »Danke, Onkel Jochen!«, er klemmt drei Flaschen in die linke Armbeuge und winkt zum Abschied.

Onkel Jochen? »Ach, ich bin hier so was wie der Bürgermeister von Blechhüttenstadt.« Wenn es was mit dem Amt zu klären gebe, dann regle er das. Und sonntags koche er für alle, Schnitzel, auch mal einen Braten. »Soll bloß niemand denken, er wäre hier unter armen Leuten!«

Aber wieso Onkel? »Das hat sich so eingebürgert. Wer hierherzieht, auf den wird aufgepasst. So gehört sich's ja bei einer Familie.« Aber zu deiner echten Familie hast du keinen Kontakt mehr? »Neeeee. Meine Schwester treffe ich beim Einkaufen. Wir nicken, das war's.« Was passiert sei, will ich wissen. »Lange Geschichte.«

Wir schweigen. Eine Minute, zwei. Ich fühle mich schuldig. Müsste ich jetzt nicht sagen, dass wir verwandt sind?

»Ich wollte zur Bahn«, sagt Jochen unvermittelt, und zum ersten Mal zeigt er sich etwas Trauriges in seine Stimme. »Ich wollte unbedingt zur Bahn. Aber mein Vater hat gesagt: Du wirst Bürokaufmann.« Er bläst Rauch gegen die geschlossenen Jalousien seines Fensters. »Ich habe es gehasst.«

Er wollte weg von seinem Vater, deswegen sei er nach der Ausbildung nach Hamburg gezogen, in den Siebziger. »Die Schiffe verschwinden im Horizont, das musst du gesehen haben. Da lernst du, was Freiheit bedeutet.« Von der Zeit in Hamburg ist ihm nur ein Flaschenöffner geblieben, Eisen in Form eines Dreimastseglers.

Als ich mich verabschiede, ruft Andrea mir nach, eine Frau Mitte 30, die nicht will, dass ich ihren echten Namen schreibe, »weil ich doch eigentlich nicht hierhergehöre«. Jochen habe sie erst vor einer Woche geholt, als sie spätends aus dem Entzug geschmissen wurde. Crystal Meth. Er habe auf Facebook von ihrer Situation gelesen und geschrieben: Komm her. »Leute wie wir gelten als das Letzte«, sagt Andrea, »aber einen wie ihn gibt es draußen nicht. Er teilt, was er hat. Wir sind wie Familie.«

Familie. Was bedeutet das überhaupt? Die Frage hält mich wach, als ich später im Bett meines alten Kinderzimmers liege.

»Ich bin ein Familienmensch«, sagt meine Großmutter drei Tage später und erklärt gleich darauf, dass sie nicht auf die Beerdigung ihres Bruders gehen werde. Sie hat Kaffee gekocht, Kuchen gekauft und vor wenigen Minuten den Namen ihres jüngsten Bruders ausgesprochen – wie sie sagt, zum ersten Mal seit 30 Jahren. »Jochen.« Seitdem beginnt sie Sätze oft mit »der Gammeler«, als könnte die Beschimpfung den Namen erneut begraben.

»Der hat zu viele Wohltaten durch die Verbrennungen erfahren«, sagt sie und erzählt, dass ihr älterer Bruder Wolfgang als Zwölfjähriger auf den kleinen Jochen aufpassen sollte. Wolfgang wollte mit einem Freund rauchen und kauerte sich unter einen Holzstapel. Damit kein Rauch nach außen drang, stopften sie Holzwole in die Ritzen. Den Fünfjährigen nahmen sie mit in das Versteck.

»Ich sehe ihn noch heute. Die Haut hängt in Fetzen von Armen, Beinen.« Bis zum Eingang der Klinik habe man ihn gehört, als sie seine Verbände gewechselt hätten. So laut habe er gebrüllt. Von da an sei ihm alles geschenkt worden.

Wieso eigentlich »Gammeler«, frage ich. Die Eltern hätten es ihm seit den Verbrennungen regelrecht verboten, mit anzufassen, und da habe er es sich im Nichtstun gemütlich gemacht. »Er hat vor sich her geträumt, statt zu machen.«

Mein Großonkel Wolfgang lebt in einem Einfamilienhaus mit kleinem Garten, etwa 40 Minuten Autofahrt von den Wohncontainern entfernt. Als wir auf seiner Terrasse sitzen und ich auf Jochen zu sprechen komme, sagt er: »Mit so etwas möchte ich nicht herabgewürdigt werden, auch wenn es mein lieblicher Bruder ist.«

Als Flüchtlinge seien die Geschwister in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, zwölf Quadratmeter für die ganze Familie. Der Vater habe getrunken, die Mutter sich nicht durchsetzen können. »Wir hatten keine schöne Kindheit, deine Oma und ich.« An seine Sätze hängt er oft ein »deine Oma und ich«, als hätte es nur zwei Kinder gegeben. Er erinnert sich noch, wie er für sie Schmiere stand, wenn sie in ihrem Zimmer das Radio laut drehte, um mit ihrem Freund zu schmusen.

Und Jochen? »Mit dem haben wir leben müssen.« Er habe von ihnen immer wieder ein paar hinter die Ohren gekriegt, wenn er nicht spurte. »Das war für uns Erziehung.«

Im Arbeitszimmer meiner Oma hängt ein Foto, auf dem sie Josef Neckermann, dem legendären Firmengründer, die Hand schüttelt. Ihrem Bruder wurde eine Zeichnung des bayerischen Ministerpräsidenten verliehen. Es sind Symbole für den

Aufstieg der beiden, heraus aus dem Elend einer Flüchtlingskindheit. Jochen besitzt keine Orden, dafür das Tuch über seinem Bett, von dem ein Mohikaner auf seine Bettwäsche und die Bierflaschen lächelt.

Zwei Tage später. Jochen und Andrea sitzen in seinem Zimmer, müde von der letzten Nacht – Party in Blechhüttenstadt. »Beim Feiern sauf ich immer zu viel. Ich bin halt a weng a Arschloch«, sagt Jochen. »Was bist du?«, fragt Andrea.

»Ein Aaaaarschloch!« »Quatsch, Onkel Jochen! Du bist quasi mein Adoptiv-Papa!«

»Na, dann gut Nacht, schöne Welt.« Andrea grinst. Jochen lächelt und dreht sich weg zum Fenster.

Ein paar Stunden später stehen wir an der Einfahrt zur Containersiedlung, um uns zu verabschieden. Morgen will er für alle Bewohner gefüllte Paprika kochen. Jochen, da ist etwas, beginne ich. Ich zögere. »Die Schwester, von der du erzählt hast – das ist meine Großmutter.«

Nur einen Moment bleibt er still. »Meine Schwester hatte Probleme mit dem Herz, hab ich gehört. Geht's ihr gut?«

Ich hatte damit gerechnet, dass er wütend wird, schreit. Im Gegenteil: Er weiß, wo seine Schwester und meine Eltern leben, dass ich einen fünf Jahre jüngeren Bruder habe. Er hat in der Zeitung gelesen, dass meine Mutter ein Ehrenamt ausübt. »Weißt du, ich bin halt das schwarze Schaf. Die wollen nix mit mir zu tun haben, aber ich darf doch informiert bleiben.«

Erst im Weggehen schüttelt er den Kopf: »Das gib't's ja nicht! Jetzt ist der mit mir verwandt ...«

Seitdem schreiben Jochen und ich uns. Ich erzähle meinen Eltern und seinen Geschwistern, dass er ein guter Mensch ist, der für jeden ein Bier übrig hat oder einen guten Rat. Sie glauben mir, sagen sie. In der Familie wollen sie ihn trotzdem nicht.

Bin ich in der Heimat, schaue ich bei Jochen vorbei. Jeder Besuch beginnt etwa gleich: Ich klopfte, er fragt mürrisch, wer denn etwas wolle, dann sieht er mich – und lacht. Meistens will er über Politik reden. Er kennt die Wechselkurse zwischen Pfund, Dollar und Euro und schaut fast täglich eine Doku – »weil ich nicht blöd werden will!«

Einmal erzählt er mir, er habe das Rauchen aufgehört. Auch trinken wolle er weniger. »Ich will ja noch ein wenig leben.« Tatsächlich: Es riecht weniger aufdringlich, und statt Bier stehen nur Wasserflaschen herum. Wie immer fragt er, wie es dem Rest der Familie gehe. Nach ein paar Minuten kramt er in einem Regal, »ich hab noch was für dich«. Er hält mir einen kleinen Stapel Fotos hin. Auf einem sind zwei Mädchen

zu sehen, vielleicht 13, sie tragen Kleider und halten Blumen. Eines zeigt eine Dame um die 30. »Das sind deine Mutter und ihre Schwester, als sie klein waren. Die Frau ist deine Oma. Elegant war sie schon immer.«

Wieder Schweigen. Jochen, beginne ich, was ist damals passiert? »Weißt du«, sagt er und sieht mir in die Augen, »ich hab richtig große Scheiße gebaut.«

Nach der Ausbildung schlug er sich mit Aushilfsjobs durch. Als seine Großeltern einmal verreist waren, sollte er auf die Wohnung aufpassen. Er sah sich um, dabei entdeckte er in einem Schrank zwei Scheine, einer 1000, einer 500 Mark. »Ich habe mich gefühlt wie ein Schatzsucher. Ich hatte doch noch nie so viel Geld gesehen!« Jochen gestikuliert, ringt sich viele Jas und Alsos ab. Dann lässt er die Schultern sinken: »Ich hab's eingesteckt. Damals dachte ich, für die ist das ja nix. Das war scheiße, ich hab meine eigene Schwester bestohlen.«

Es war der Moment, als seine Geschwister beschlossen: Den kennen wir nicht länger.

Jochen hört jetzt nicht mehr auf zu reden. Er erzählt, wie er zurück nach Lichtenfels kam, als seine Mutter zum Pflegefall geworden war. Gelegenheitsjobs statt fester Arbeit, schwieriges Verhältnis zum trinkenden Vater. Irgendwann brach er sich den Lendenwirbel, vor der Operation fragte der Arzt nach Kontaktdaten der Familie. Jochen nannte seine Schwester. Ich habe keinen Bruder, sagte die und legte auf.

Von da an lief es schlecht. Jochen verlor seinen Job, musste raus aus der Wohnung, die Stadt schickte ihn in die Container.

»Ich habe keinen Bruder«, wiederholt Jochen leise. Er sagt es in einem Ton irgendwo zwischen verwirrt und unsicher.

Seit er von unserer Verbindung weiß, spricht er nicht mehr von der »buckligen Verwandtschaft«, sondern nennt Namen und erinnert mich sogar an Geburtstage – »da musst du dran denken!« Als ich ihn frage, wieso er die immer noch auswendig kennt, antwortet er: »Mein Hirn ist geeicht für Daten in der Familie.«

Zu seinem eigenen Geburtstag bringe ich selbst gebackenen Zitronenkuchen. »Du bist ja tatsächlich da!« Wir sitzen in seinem Zimmer und trinken Kaffee. Er habe wieder angefangen mit Bier und Zigaretten, das ärgere ihn ein wenig, Andrea von gegenüber habe sich von ihrem Freund getrennt – sie sei ein kluges Mädel. Wir reden über den Klimawandel, über Trump und Corona.

Am Tag danach schickt er eine Nachricht, zum ersten Mal endet sie mit einer Grußformel. »Dein Großonkel Jochen.«